Die Neue Welt

Nr. 17 Illustriertes Unterhaltungsblatt. 1909

Im Moor.

Erzählung von Ernst Preczang.

(Fortsetzung.)

Die Klein-Klettower hatten recht, wenn auch auf Vorschuß. Denn als Franziska ihren Traum zerschlagen sah und selbst einen Widerwillen gegen die molluskenhafte Nachgiebigkeit Arnolds gefaßt hatte, erst da kam jene Gleichgültigkeit über sie, die nicht mehr an der Zukunft bauen will, sondern nur dem Augenblick lebt. Wohl zog sie's oft und oft an unsichtbaren, aber starken Mutterfäden zu ihrem Kinde zurück, und es gab Stunden, wo sie in tiefer Sehnsucht nach der kleinen Regina weinte, die da in den Blumen

Beim Kugelspiel. Nach einem Gemälde von Ernst Burmester.

auf den alten Mauerresten saß, mit ihrer Puppe spielte und sang. Aber das waren nur schnell vorübergehende „sentimentale Anwandlungen", wie sie sich nachher sagte. Denn sie brauchte nur an das Moor, an das trübe, neblige Moor, an den Stall auf der Insel und an die „Wände" ihres Stübchens zu denken, die bei jedem Luftzug hin- und herschwankten —, um schaudernd davor zurückzuschrecken und sich in den Lichterglanz und die bunte, heiße Freude der Ballsäle und Bars zu flüchten. Ihre Stellung als Anprobierdame gab sie bald auf und übernahm das Büfett in einem Weinrestaurant. Ein neugewonnener Freund sagte ihr, daß dies eine entwürdigende Tätigkeit für eine Dame wie sie sei und ließ sie zu seiner Geliebten avancieren, die frei und in Wohlhabenheit leben konnte. Und dann wiederholte sich das Spiel, und nach jedem Aufschwung fiel sie um eine Stufe niedriger. Als Arnold Kroninger daheim seine Hochzeit vorbereitete, war sie Kellnerin in einem zweifelhaften oder auch nicht zweifelhaften Lokal. Und sie gestand sichs in Stunden der Besinnung selber: auch dieser Weg mußte schließlich in ein Moor, in einen Sumpf führen, aus dem es keine Errettung mehr gab. . . .

*

Auf die Moorinsel brachte Frau Hinrichs nebst süßen Zuckerbretzeln für Regina jene Neuigkeit von der geplanten Heirat des Arnold Kroninger. Eine reiche Gutsbesitzerstochter aus der Umgegend war die Erwählte. Pfingsten sollte die Hochzeit sein.

Die Bäckertante würzte ihre Mitteilung mit den heftigsten Urteilen und Verwünschungen. Das erleichterte es Frau Wittkow, schweigend zuzuhören. Sie hätte wohl auch sonst nichts gesagt. Denn als Frau Hinrichs gegangen war, saß sie noch lange auf ihrem zerrissenen Lederstuhl, die Hände im Schoß, und starrte auf die Erde.

Und nun kam eine schlimme, schlimme Zeit für die kleine Regina. Denn sie lockte nicht nur kein einziges liebes Wort aus der Großmutter heraus, sondern mußte es sich gefallen lassen, rauh zur Seite geschoben zu werden von denselben knöchernen Fingern, die doch sonst zuweilen wie liebkosend ihr Haar berührt hatten. Und was das allerschlimmste war: dieser Zustand dauerte nicht einen, nicht zwei Tage, sondern schien sich nun überhaupt nicht mehr ändern zu wollen. Wenn sie an einem Morgen erwachte und meinte, heute werde die Großmutter wohl wieder mit ihr lachen und freundlich sprechen und spielen, dann wurde sie bald eines anderen überzeugt. Denn das harte, unbewegliche Gesicht der Alten war womöglich über Nacht noch härter, noch verkniffener geworden — und die brennenden Augen blickten über das Kind hinweg nach irgendeinem unsichtbaren Ziel. Selbst das Vieh, das stets die sorgfältigste und pünktlichste Pflege erfahren, sah sich nun zuweilen gezwungen, seine Wärterin mit energischen Tönen an ihre Pflicht zu mahnen. Frau Wittkow stand ohne Not nicht mehr auf aus ihrem Ledersessel, hob den Blick nur gezwungen vom Erdboden und trennte die Hände nur dann vom Schoß, wenn die Außenwelt es mit unwiderstehlichem Anspruch forderte. So viel hatte sie zu denken, zu überlegen.

Schließlich war sie aber doch wohl zu einem Entschluß gekommen. Sie öffnete Kisten und Koffer, die verstaubt und von Spinnweben überzogen auf dem Boden standen, und suchte die alte Tracht der Moorbäuerin hervor. Dieselbe, die sie getragen, als sie Regina Therese zum Standesamtsregister anmeldete. Sie richtete für die Kleine das Sonntagsröckchen her, legte alles fein säuberlich auf den Sessel und sprach vorm Schlafengehen noch ein paar freundliche Worte mit ihrer Enkelin. Ganz glücklich schlief die ein. Und erwachte zu noch größerer Freude, als die Großmutter sie dann sorgfältig wusch, kämmte und anputzte und ihr dabei erzählte, daß sie heute miteinander ausgehen wollten. Und als Frau Wittkow sich dann in die Moorbäuerin verwandelt hatte, gingen sie wirklich. Sie brauchten mehr als eine Stunde bis zum weißen Hause, denn Regina mußte unterwegs jeden Baum, alle Blumen, alle Vögel und Schmetterlinge bestaunen, mußte in überquellender Begeisterung fragen und immer wieder fragen nach allem, was da grünte, blühte, flog und schwirrte.

Aber endlich kamen sie doch hin.

Kroninger hatte nun schon Monate nicht an die alte Geschichten gedacht. Er gratulierte sich zu seiner Energie, die er dem Sohne gegenüber bewiesen, und die, wie es schien, den Wurm nun doch zum Absterben gebracht hatte. Den Wurm in seinem Innern, der jetzt immer schwächlicher biß und so die Hoffnung in ihm aufkeimen ließ, daß die Hochzeit Arnolds alles Gewesene mit heiterem Glanz und neuem Leben zudecken werde. Nahezu vier Jahre hatte Frau Wittkow sich ihm nicht bemerkbar gemacht. Und nun stand sie in der Tür. Die Moorbäuerin stand in der Tür und zog ein kleines Mädchen ins Zimmer. Und während ihm die Röte des Zorns und der Verlegenheit ins Gesicht schoß, hörte er sie sagen: „Geh, Reginchen, sag dem Großvater guten Tag."

Er konnte doch das ausgestreckte Händchen nicht von sich weisen; er legte den Arm über die Barriere und lachte gezwungen: „Tag, mein Kind!" Und in der friedlichen Aufwallung, die der Anblick und das warme Händchen des Kindes nun in ihm hervorrief, streckte er auch Frau Wittkow die Hand entgegen.

Aber die sah sie wohl nicht. Die stand hoch aufgerichtet da und blickte ihn an.

„Wünschen Sie etwas, Frau Wittkow?"

Sie nickte. „Nicht für mich. Aber für die Kleine hier."

Es klang ganz ruhig. Er hatte die Empfindung, als klänge ein unterdrückter weicher Ton mit, als wolle sich hier ein Friede anbahnen. Ein Ende.

Darum sagte er gütig: „Sprechen Sie ruhig, Frau Wittkow. Kommen Sie mit der Unterstützung nicht aus?"

„Das schon. Aber wissen möcht ich, ob das alles sein soll. Ich frag nicht meinetwegen."

„Ich verstehe Sie nicht, Frau Wittkow. Sie sagen, daß Sie mit der Unterstützung auskommen, und fragen, ob das alles sein soll."

„So will ich deutlicher reden. Ich meine, ob das Mädel später mal etwas mitkriegt, wie sich's gehört für ein Kroningerkind."

„Ach so." Der Amtsvorsteher lachte erleichtert. „Sie meinen, wenn die Kleine sich mal verheiratet? Na, Sie und ich werden es kaum noch erleben, Frau Wittkow. Aber wenn es zu Ihrer Beruhigung dienen kann: mein Sohn Arnold läßt sich bei der Gelegenheit gewiß nicht lumpen."

„Darauf will ich's nicht ankommen lassen, Herr Amtsvorsteher. Und ich möcht's auch nicht gar so lang aufschieben wie Sie."

„Was also wollen Sie?" Der Amtsvorsteher geriet in Aerger. „So sprechen Sie sich doch wenigstens deutlich aus!"

„Ich dacht', ich hätt's schon deutlich genug gesagt. Der Arnold verheiratet sich, hab ich gehört. Ein Jahr oder zwei, und er wird Kinder haben —"

Kroninger versuchte es mit einem erzwungenen Witz. Er lachte und unterbrach sie: „O, das wollen wir doch abwarten! In einem oder in zwei Jahren gleich mehrere?"

Frau Wittkow achtete nicht darauf. „Kurz und gut: ich will nicht, daß die Kleine vor den anderen Kindern zurückgesetzt wird."

„Darüber wird sich ja später reden lassen."

„Nein. Nicht später. Bevor die anderen da sind, soll's für Reginchen festgemacht sein. Ich kenn' die zukünftige junge Frau nicht. Aber meist sorgen sie nur für die eigenen. Und der Mann gibt nach, weil er zufrieden ist, wenn ihm keiner zeigt, was vorher gewesen ist."

„Hören Sie mal!" Kroninger fuhr nervös auf: „Die junge Frau wollen wir ganz aus dem Spiele lassen!"

„Ich will's ja. Und es liegt bloß bei Ihnen und bei Ihrem Sohn, ob sie überhaupt von der Sache erfährt. Mir ist's um das Recht der Kleinen zu tun. Weiter nichts. Ich will nicht, daß die anderen Herrschaftskinder werden und das Reginchen vielleicht eine Kuhmagd. Sie ist sein Kind, gerad' so gut, wie es die anderen sein werden."

„Na, na." Kroninger sprach wieder freundlicher. „Ein gewisser Unterschied ist doch wohl."

„Man sagt so. Und tut so. Aber ich wüßt' nicht, wieso da ein Unterschied sein soll? Kind ist Kind. Wie und wann es auf die Welt gekommen ist, dafür kann's doch nicht."

„Das ist ja ganz gut und schön. Und es wird, wie gesagt, auch dafür gesorgt werden, daß die Kleine nicht Kuhmagd zu werden braucht, aber juristisch, Frau Wittkow, das heißt: gesetzlich existieren solche Ansprüche nicht für uns! Das bitte ich Sie doch zu bedenken."

„Wie? Das Kind hätte kein Recht?"

Er kehrte sich lebhaft um und nahm einen Band aus dem Bücherregal. „Kennen Sie das? Nein natürlich. Das ist das bürgerliche Gesetzbuch. Nun passen Sie mal auf. Paragraph — Paragraph — aha, hier haben wir es: Das uneheliche Kind hat im Verhältnisse zu der Mutter und zu den Verwandten der Mutter die rechtliche Stellung des ehelichen Kindes. Verstehen Sie das? Wenn also Ihre Tochter sich verheiraten würde, so hätte Regina denselben Anspruch wie die allfallsigen ehelichen Kinder der Mutter. Der Mutter, wohlgemerkt! Nicht des Vaters."

Frau Wittkow lachte höhnisch auf: „Wer hat das feine Gesetz gemacht?"

„Wer soll's gemacht haben? Die gesetzgebenden Körperschaften; die Sachverständigen, die Kommissionen, der Reichstag."

„Lauter Männer, wie? Leute, die so denken wie Herr Kroninger und sein Sohn."

Der Amtsvorsteher zuckte die Achseln. „Jedenfalls: Gesetz ist Gesetz" Er schob das Buch wieder ins Regal. „Die Unterhaltspflicht seitens der Väter wird ja ausdrücklich festgestellt. Und daß mein Sohn seiner Pflicht in vollem Maße nachgekommen ist, können und wollen Sie doch nicht bestreiten?"

„Nein. Er hat mehr gezahlt, als er muß Das weiß ich. Aber das Gesetz da kümmert mich nicht." Sie schlug sich mit der knöchernen Hand auf die flache Brust: „Hier hab ich ein Gesetz, Kroninger, ein Gesetz, das spricht anders. Das sagt mir —"

„Gut, gut!" Der Amtsvorsteher unterbrach sie mit nervöser Eile. „Wir wollen uns nicht auf den Buchstaben versteifen. Aber eine Gleichstellung mit den ehelichen Kindern ist schon durch die Umstände ausgeschlossen. Sagen Sie mir also, wie Sie sich die Sache denken."

Frau Wittkow sah einen Augenblick ins Leere. Dann sah sie Kroninger mit geradem, brennendem Blick an und sagte langsam und bedächtig: „Ich denk mir die Sache so: der Moorbauernhof wird wieder aufgebaut. Nicht reicher, nicht ärmer als vorher. Alles, was dazu gehört hat, kommt wieder dazu. Und der Hof wird dem Kind verschrieben."

Er stand ganz starr vor ihr und dachte: sie ist wirklich verrückt.

Sie klopfte mit den Knöcheln auf die Barriere: „So und nicht anders hab ich's mir gedacht."

Er schüttelte nur den Kopf, legte die Hände auf den Rücken, ging einigemale auf und ab,

blieb dann vor ihr stehen und sagte lachend: „Das ist doch nicht etwa Ihr Ernst, Frau Wittkow?"

Sie klopfte wieder mit den Knöcheln auf, und er sah, wie ihre Arme zitterten: „Das — ist — mein — Ernst!"

Er erschrak vor ihren Augen. Und plötzlich schoß die Wut in ihm empor. Die Wut darüber, daß er nie und nimmer mit diesen alten Geschichten fertig werden würde. Daß er sich drehen und wenden konnte, wie er wollte, ohne daß es ihm gelang, die Vergangenheit abzuschütteln. Die Wut darüber, daß dieser Streit nun schon in die dritte Generation übergriff. Er stemmte die Fäuste auf die Barriere und schrie ihr ins Gesicht: „Was denken Sie sich eigentlich? Ich soll meinen Sohn und seine ehelichen Kinder berauben? Jawohl!" Er schlug mit der Hand auf. „Berauben!"

Sie packte ihn bei einem Rockknopf und schrie noch lauter als er: „Gutmachen sollst Du, Lump, was Du an uns gesündigt hast! Gutmachen, was noch gutzumachen ist!"

„Auf die Straße schmeiß ich Euch, elendes Gesindel! Hinaus! Sofort hinaus! Oder ich laß den Gendarm holen und Sie mitsamt dem Bankert da einsperren!"

Sie warf ihm den Knopf, der in ihrer Hand geblieben war, ins Gesicht und lachte voll drohendem Hohn: „So haben wir Krieg, Kroninger! Krieg miteinander!"

Sie ging, die verwunderte, ängstlich schauende Regina mit sich ziehend.

Kroninger lief wohl ein dutzendmal auf und ab, goß sich mit bebenden Händen einen Kognak nach dem anderen ein, trommelte mit den Fäusten auf dem Tisch, auf der Barriere, an den Wänden herum und schrie: „Ich mach ein Ende mit der Gesellschaft! Ich mach ein Ende!"

Und dann rannte er zum Pastor und schwur, die ganze Moorinsel dem Sumpf gleichmachen zu lassen.

Driesner nickte nachdenklich: „Ganz gut, lieber Amtsvorsteher. Aber wir wollen erst die Hochzeit Deines Sohnes vorübergehen lassen."

*

Tannenguirlanden, mit Rosen durchflochten, wanden sich um den Eingang zur „Blauen Blume" in Klein-Klettow. Oben, an der Stirnseite, baumelte ein riesiger Kranz. Und in dem Kranz stand gedruckt mit großen Buchstaben: „Hoch das edle Brautpaar!" Und im Keller lag eine ansehnliche Reihe von Fässern, vom Amtsvorsteher bezahlt und für alle die bestimmt, die zwar an dem eigentlichen Fest nicht teilnahmen, aber doch das Bedürfnis fühlten, auf das Wohl des jungen Paares ein Glas oder mehrere zu leeren. Die Hochzeitsgäste, das heißt: die Verwandten und näheren Bekannten, waren in das weiße Haus geladen, wo man vom Gärtner bis zum letzten Küchenmädchen und Stalljungen aufatmete, weil nun endlich das letzte Stück Guirlande geflochten und zu guter Letzt noch teilweise an das Stalltor genagelt war. Die ganze Veranda war mit Grün und duftenden Blumen gesäumt, und vom Hauseingang bis zum Hoftor erstreckte sich eine künstliche Allee von Zypressen. Ein Koch war aus Berlin verschrieben worden, und eine ganze Schar von Frauen und Mädchen aus dem Dorfe sollte ihm Hilfe leisten.

Im Dorfe flatterten die Fahnen. Wer mit Kroninger nicht gerade „über Kreuz" stand, der steckte sie hinaus. Und auch mancher, der noch gestern mit der Mütze auf dem Kopfe an ihm vorbeigegangen war, geriet in eine versöhnlichere Stimmung, als er von den Fässern im Keller der „Blauen Blume" hörte; kroch auf den Boden und hißte das Friedensbanner. Auch Hinrichs, der Bäcker, der eigentlich wütend war, weil sie im weißen Hause heute nur Kuchen und Torten aus einer Berliner Konditorei essen wollten. Aber Frau Hinrichs, die eben von ihrem elften Wochenbett aufgestanden war, sagte, man dürfe sich den Amtsvorsteher nicht zum Feinde machen, denn es gebe genug im Dorfe, die nach seiner Pfeife tanzen müßten, und nachher blieben ihnen auch noch die Schrippen liegen. Außerdem seien die Motten in der Fahne; sie gehöre sowieso einmal an die Luft. Und als Hinrichs das Banner endlich zwischen seinen Mehlsäcken auf dem Vorratsboden entdeckt hatte und das dreifarbige Tuch dann lang aus der Bodenluke herausfallen ließ, da flatterte es den Passanten beinahe um die Ohren und wehte ihnen eine weiße Mehlwolke auf die schwarzen Festtagskleider. In der Schulstube probte der Lehrer, schon im Frack, noch einmal und noch einmal den Krantus, den er unter unsäglichem Schweißverguß der Dorfjugend eingepaukt hatte; er sollte das Paar vor der Kirche begrüßen. Auch Grete Hinrichs — eine Tochter des Bäckers —, die sich in ihrem steifgeplätteten weißen Kleide gar nicht zu rühren wagte, mußte ihre Verse noch einmal aufsagen. Die Verse, die dazu bestimmt waren, das vermählte Paar beim Heraustritt aus der Kirche zu feiern und an die der Lehrer seine sämtlichen Mußestunden seit acht Wochen gewandt hatte. Die Wahl der kleinen Sprecherin war zunächst auf einige Opposition bei Frau Hinrichs gestoßen; ein dunkles Gefühl, das aus verwandtschaftlichen Rücksichten entsprang, sagte ihr, daß sie sich passiv verhalten müsse. Aber der Lehrer war in eigener Person zu ihr ins Haus gekommen und bei einer oder auch zwei Tassen Kaffee wurde die Angelegenheit gehörig durchgesprochen, wie das nun einmal notwendig war, wenn Frau Hinrichs zu irgend etwas gewonnen werden sollte. Und nachdem der Lehrer gesagt hatte: Grete sei die einzige im Dorf, die seine Verse fließend sprechen könne, da warf sich Frau Hinrichs sogar ein wenig in die Brust und meinte: „Ach Gott ja, Herr Lehrer, fließend sprechen kann sie, und das hat sie von mir . . ." Und damit war der Pakt besiegelt. Dann meinte sie bei sich, ihre Schwester erführe vielleicht gar nichts davon.

Um so weniger wohl befand sie sich, als zu ihrem großen Erstaunen die Moorbäuerin schon eine halbe Stunde vor Beginn der kirchlichen Zeremonie zu ihr in den Laden trat, einen Kranz auf dem Arm und Reginchen an der Hand. Aber Frau Wittkow sagte gar nichts, weder von der Feier noch etwas anderes; sie nickte nur allen zu und reichte ihnen die Hand. Und dann setzte sie sich ans Fenster und sah ruhig hinaus. Und weil Frau Hinrichs in ihrer Gewissensunruhe die Schwester öfter heimlich anschauen mußte, ob sie wohl schon etwas erfahren habe, darum fiel es ihr mit einem Male recht auf, wie alt und gebrechlich die Frau geworden war. Immer wieder richtete Frau Wittkow sich zu ihrer alten stolzen Haltung auf, und immer wieder sank der Oberkörper langsam nach vorn. Reginchen vergnügte sich mit ihren kleinen Onkeln und Tanten und zeigte ein lebhaftes Interesse für Teekuchen und die Bonbongläser, die in einer Reihe auf dem Ladentische standen. Bis Frau Wittkow von ihrem Platz am Fenster aufstand, das Kind wieder an die Hand nahm und sich von allen verabschiedete. Wenn das Paar käme, sagte sie zur Schwester, würden sie sich wiedersehen. Und dann ging sie langsam mit der Kleinen zum Friedhof, um den Kranz von Heidekraut auf das Grab ihres Mannes zu legen. Der Kirchhof umgab die Kirche. Eine alte, zerbröckelte Mauer umschloß ihn. An dieser Mauer, nicht weit vom Eingang, aber ganz versteckt hinter wildwucherndem Gebüsch, hatten sie damals den Moorbauern eingescharrt. Sang- und klanglos. War ja ein Selbstmörder gewesen und somit nicht nur der himmlischen, sondern auch der irdischen Verdammnis verfallen. Außerdem war er mit den Kirchensteuern im Rückstand gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Erfahrungen auf dem Gebiete praktischer Kunsterziehung.

Von Heinrich Pralle.

Wie wir eine Stadt bauten.

Das Bauen war von jeher eine Lieblingsbeschäftigung der Kinder. Wir können zu jeder Zeit, in der Kinderstube, auf der Straße, im Hof oder Garten, kurzum da wo Kinder spielen, den kleinen, flinken Händchen zusehen, wie sie unter Zuhilfenahme von Sand, Wasser, Naturhölzern, Steinen usw. Häuser, Straßen, Brücken, Plätze u. dergl. ohne Vorbilder formen und gestalten. Von beglückender Schöpferfreude erfaßt, sieht man die Kinder rastlos schaffen. Hier liegt ein Stück Kunstkönnen, das mit wenigen Ausnahmen fast jedem Menschenkinde innewohnt und zur Betätigung gebracht werden kann.

Kinderfreunde und Künstler verstanden es, der Baulust der Kinder förderlich zu sein durch Schaffung von Baukästen und Modellierbogen; diese sind zweifellos dazu angetan, die Handgeschicklichkeit, den Schönheits- und Kombinationssinn auszubilden, aber trotzdem müssen wir uns fragen: Liegt hier nicht nur technische Fertigkeit vor? Genügen diese Uebungen, um zum persönlichen Schaffen und Können zu gelangen?

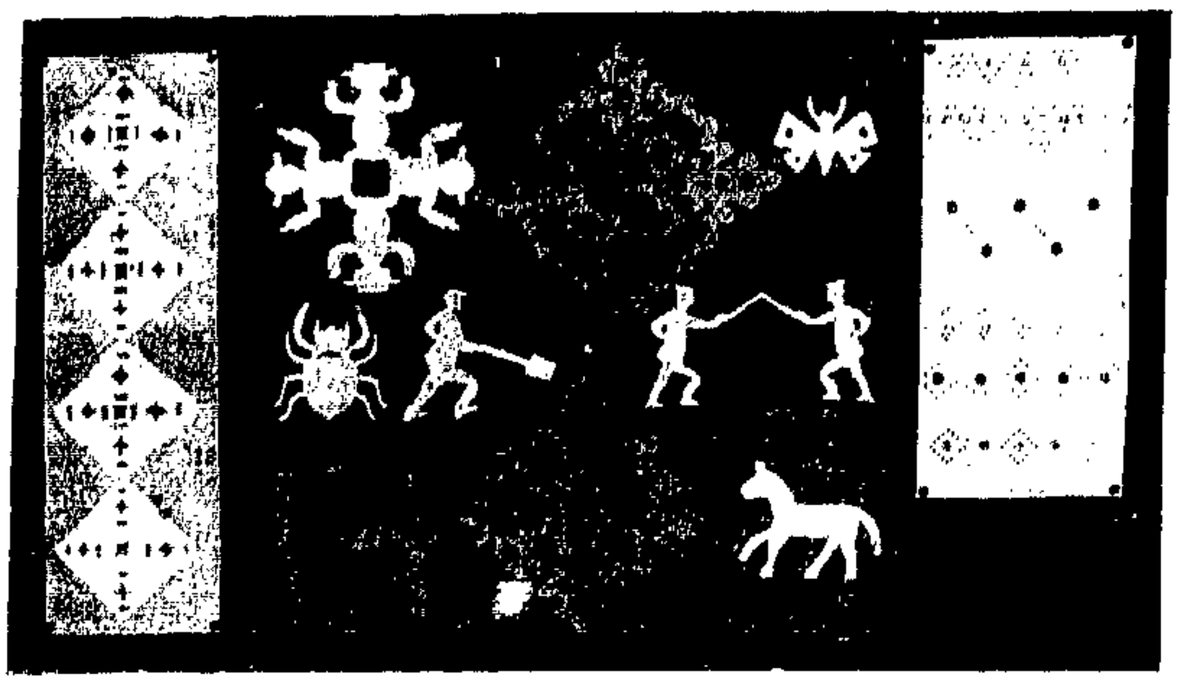
Hierauf kann nur die Antwort lauten: Wollen wir das Kind zum persönlichen und künstlerischen Schaffen erziehen, dann muß ihm Gelegenheit geboten werden, auf den weitesten Gebieten Eindrücke zu sammeln und diese unter Anwendung geeigneter Mittel zum Ausdruck zu bringen. Dem darstellenden Unterrichte stehen eine endlose Zahl an Ausdrucksmitteln zur Verfügung, die jeder einzelne Mensch mehr oder weniger zu handhaben und zu gestalten vermag; nur Uebungsgelegenheiten müssen wir ihm geben, um dreidimensional zu uns sprechen zu können.

Diese Gelegenheit aber bietet uns allein der Werkunterricht, der neben allen anderen Vorteilen um der „praktischen Kunsterziehung" willen energischen Einlaß in sämtliche Schulen verlangt.

Um die persönliche Baukunst an Kindern zu erproben, machte ich in meiner kleinen Arbeitsschule einen Versuch, indem wir den Entschluß faßten, eine Stadt zu bauen. Gleich beim Anfang wurde uns klar, daß das Städtebauen doch nicht so einfach sei. Es waren viele Erwägungen und Beratungen nötig, doch gaben mir der freudige Ernst und die rege Anteilnahme meiner Schüler die Gewißheit, daß hier nicht ganz kopf- und planlos gearbeitet werden sollte.

Zuerst wurde die Grund- und Bodenfrage aufgerollt. Wir wählten, weil wir billig und auf trockenem Grunde bauen wollten, einen großen Bogen graue Pappe: daß unsere Stadt Wasser haben und eine Hafenstadt sein sollte, dürfte nicht viel Verwunderung hervorrufen, denn ganz umsonst wohnen wir nicht an der Wasserkante — also es trat eine weitere Aufgabe an uns heran, wir mußten den Baugrund der Stadt höher legen. Zu diesem Zweck wurde ein zweiter Bogen Pappe in Kastenform gearbeitet und um Flußbreite zurücktretend auf die Grundpappe aufgeklebt. Wie bereits erwähnt, bauten wir nicht willkürlich, sondern schufen gemeinschaftlich einen Bebauungsplan. Ganz ist uns dieser nicht gelungen. Wir legten die Straßen zu gerade an, werden aber als alte erfahrene Baumeister das nächste Mal dieser Schönheitsfrage näher treten und versuchen, unsere Straßenzüge besser und interessanter zu gestalten.

Nachdem der Plan entworfen, ging es an die Verteilung der Bauplätze; hierbei trat die



Papierzupfungen (rechts Durchmalung selbstgeschnitzter Schablonen).

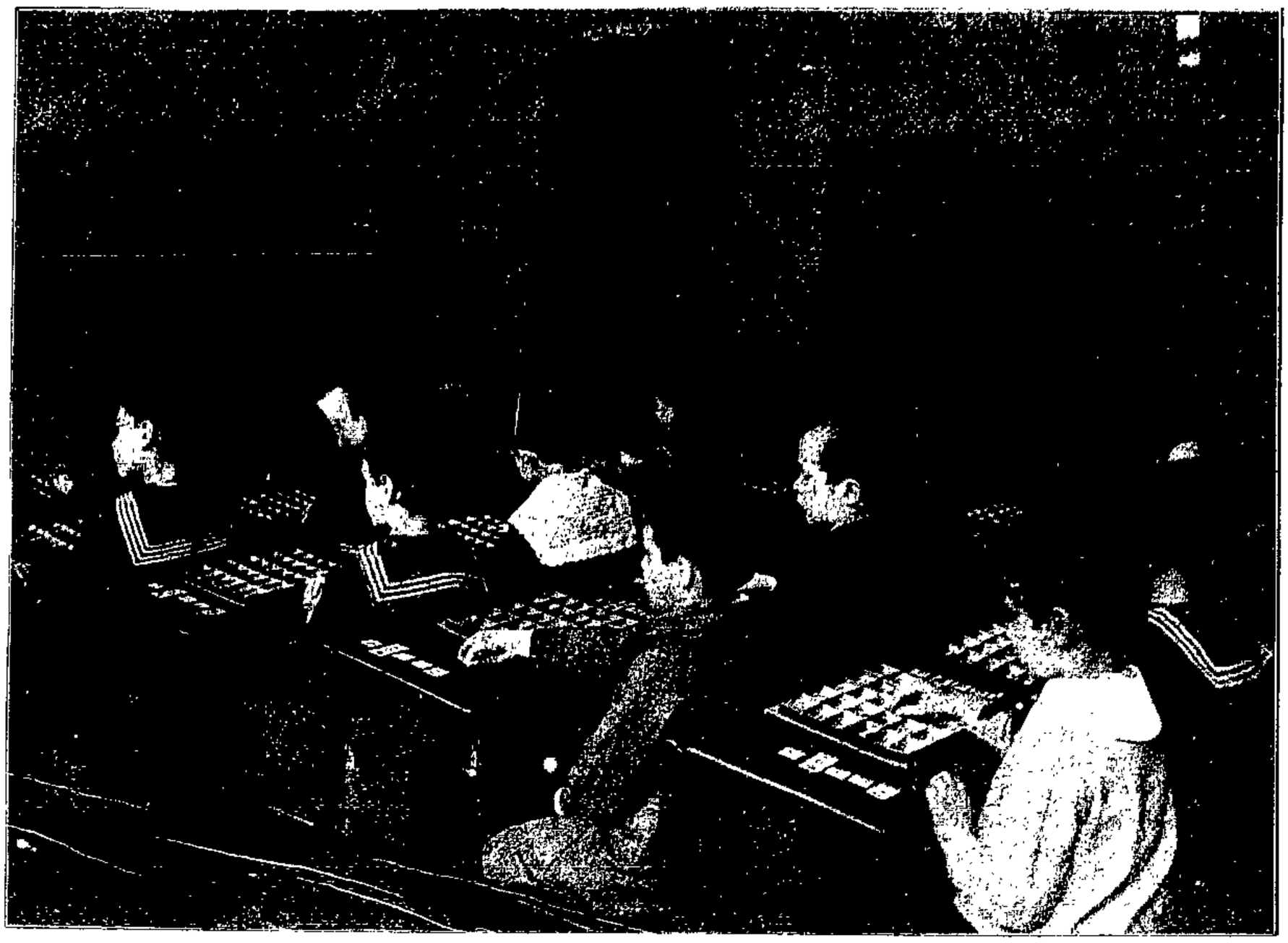
Baulust meiner kleinen Freunde unverkennbar hervor, es meldeten sich Mühlen-, Brücken-, Schiffs-, Fabriken- und Kirchenbauer. Jeder behauptete, auf diesem oder jenem Gebiete bereits große Erfahrungen gesammelt zu haben; endlich war auch diese Angelegenheit geregelt.

Wir wurden uns einig, daß aus Gesundheits- und Schönheitsrücksichten die Fabrik außerhalb der Stadt liegen und die Windmühle so erbaut werden sollte, daß sie mit ihren Flügeln nicht die Schornsteine und Dächer der Nebenhäuser herabschlüge. Bevor wir mit dem Hausbau begannen, beschlossen wir, gemeinschaftlich am Flußufer eine Kaimauer aufzuführen; denn es sei ein natürliches Gesetz, daß sich an solchen Kommunalarbeiten alle Bürger zu beteiligen hätten.

Weiter sagten wir uns: Wenn wir bauen wollen, dann müssen wir Baumaterial haben. Da uns von Hause aus wenig Kapital zur Verfügung stand, so war Billigbauen eine Selbstverständlichkeit; wir wollten billig bauen, aber ehrlich dabei bleiben und entgegen den Gepflogenheiten vieler unserer modernen Architekten und Bauherren keine Materiallüge begehen, sondern das schlichteste, aber echte Material wählen.

Endlich kam das erlösende Wort: wir bauen aus Papier! Jawohl, wir machen keinen Hehl daraus, unsere Hafenstadt ist aus Papier gebaut. Ein weiterer glücklicher Einfall war, farbenfreudig zu bauen, wir wählten nicht nur eine auf Melancholie gestimmte Farbe, sondern holten unseren ganzen Vorrat an buntem Baumaterial herbei, um den einzelnen Bauherrn Gelegenheit zu geben, durch Selbstwahl seinen Farbensinn zu bekunden. Nun konnte die Arbeit beginnen, die Länge und Höhe des Flußufers wurde gemessen und berechnet, wieviel Quadersteine zur Ausführung erforderlich waren.

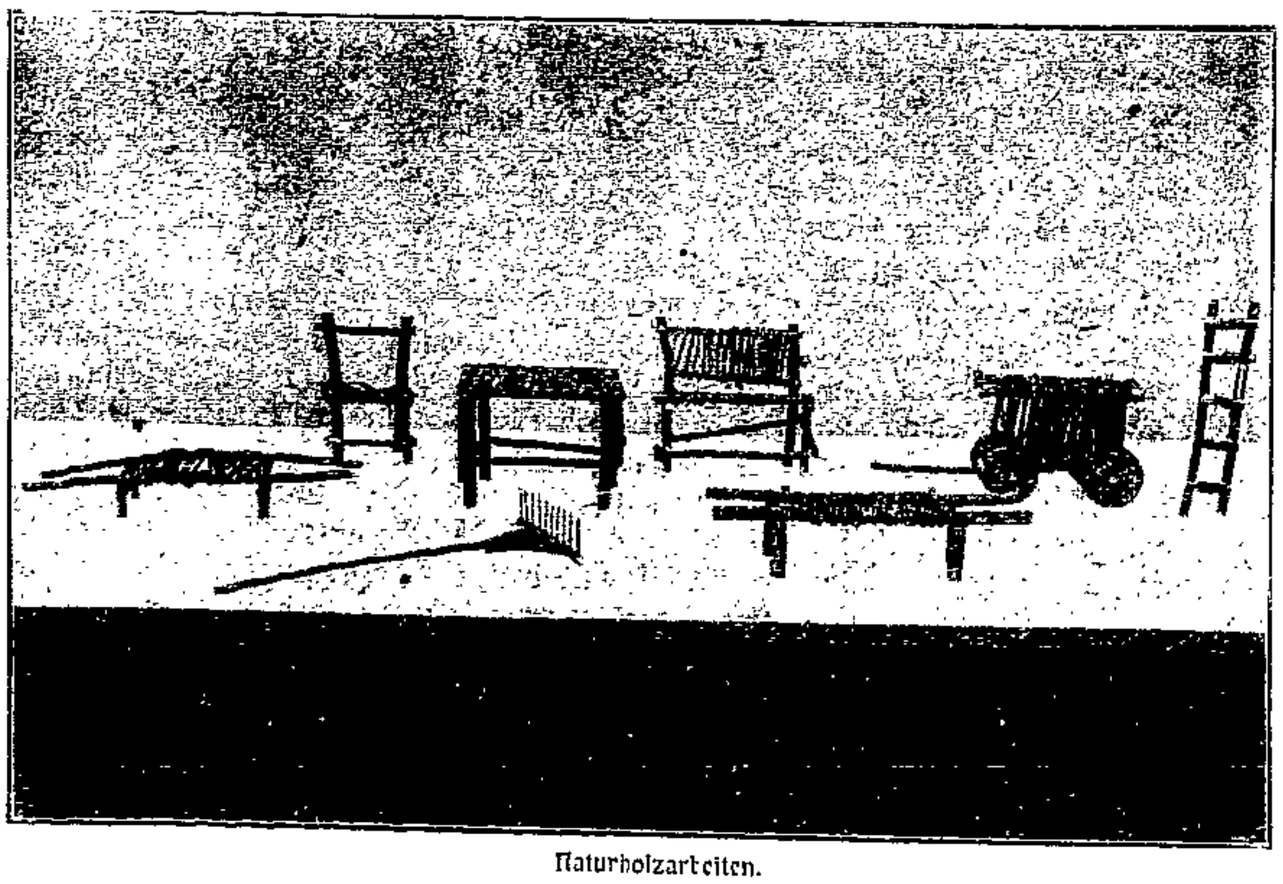
Dann begannen 24 flinke Händchen ihre Tätigkeit und formten (falzten) die Quadersteine „und faßten und paßten und strichen und guckten und zupften und ruckten", und ehe die Arbeitsstunde (2 Stunden) ganz verflossen war, konnten wir die fertige Kaimauer als Grundstein unserer Stadt freudigen Auges bewundern.



Aus Buchstabentäfelchen werden Worte gebildet.

Die Brücke und das Ufergeländer waren die nächsten Arbeiten, die der Gemeinschaftsgeist schuf. Hiernach begannen die Sonderaufgaben. Hart an der Kaimauer erhob sich nach kurzer Zeit ein Riesenkran, um die schweren Ballen und Kisten in Schuten und Schiffe zu verladen. Die Schiffbauer belebten den Hafen mit Schute, Segelboot und Dreimaster, während sich zugleich (leider zu nahe am Ufer) ein stattlicher Leuchtturm erhob, um den Schiffern als treuer Freund und Warner zu dienen. Der Kirchenbauer verlangte, ohne egoistisch zu sein, daß um seinen Bau herum die Häuser nicht so hoch gebaut werden sollten, da sonst die monumentale Wirkung verloren ginge; auch sollten die Häuser in sich einen geschlossenen Raum bilden.

Die Kirche bekam ein schönes, grünes Dach und Turmspitzen, weil nach selbstgemachten Beobachtungen meiner kleinen Baumeister die hamburgischen alten Kirchen alle grüne (Patina) Dächer hätten. Die übrigen Bauherren deckten ihre Häuser mit schwarzen und roten Dachpfannen, keiner wollte ein Schieferdach haben, weil dieses erst von auswärts bezogen werden müßte und wir doch nur heimisches, bodenständiges Material verbauen wollten. Nachdem dann noch die Häuser durch farbige Türen und Fenster sowie durch Anbringen von Treppen und Beischlägen einen erhöhten Reiz erfahren hatten, stand unsere kleine Stadt fix und fertig da. Es erging uns aber wie den meisten Baumeistern, auch wir hatten mancherlei nachzuholen, und so setzte zum Schluß der Brunnenbauer auf den Kirchhof einen einfachen, mit trogähnlichem Becken versehenen Brunnen, um den Vorübergehenden sowie den Schiffern und Hafenarbeitern einen kühlen Trunk zu bieten. Auch die Beleuchtung der Stadt war vergessen, und so wurden in aller Eile noch einige Laternen angefertigt und aufgestellt, dann kam die Krone der Schöpfung: die Stadt mit Volk zu beleben, Matrosen und Spaziergänger sieht man am Kai, während eine Schar buntgekleideter Mädchen auf dem Kirchhof Ringelreihen spielen. So bauten wir unsere Stadt. Und wir hatten Belebung und Vergnügen an unserem Bau.



Naturholzarbeiten.

Solche Uebungen sollten in Schule und Haus recht oft gemacht und eifrig gepflegt werden, es wird hierbei der Blick des Kindes un-

gemein erweitert und Anregung zum persönlichen Kunstschaffen gegeben. Der Schule muß ein unumschränktes Recht zustehen, ohne jede Rücksichtnahme die Vaterstadt auf Schönheiten und Häßlichkeiten besprechen zu dürfen, ja selbst mit älteren Knaben und Mädchen Spaziergänge durch Stadt und Umgegend zu machen und am Objekt selbst auf die Charakteristik vaterstädtischer Bauweise hinweisen zu können, solche Lehrweise sichert uns für später eine Anzahl von Persönlichkeiten, die einflußreich auf die künstlerische Gestaltung unserer Städte einwirken können.

*

Zupf- und Ausschneidearbeiten und ihre Verwendung.

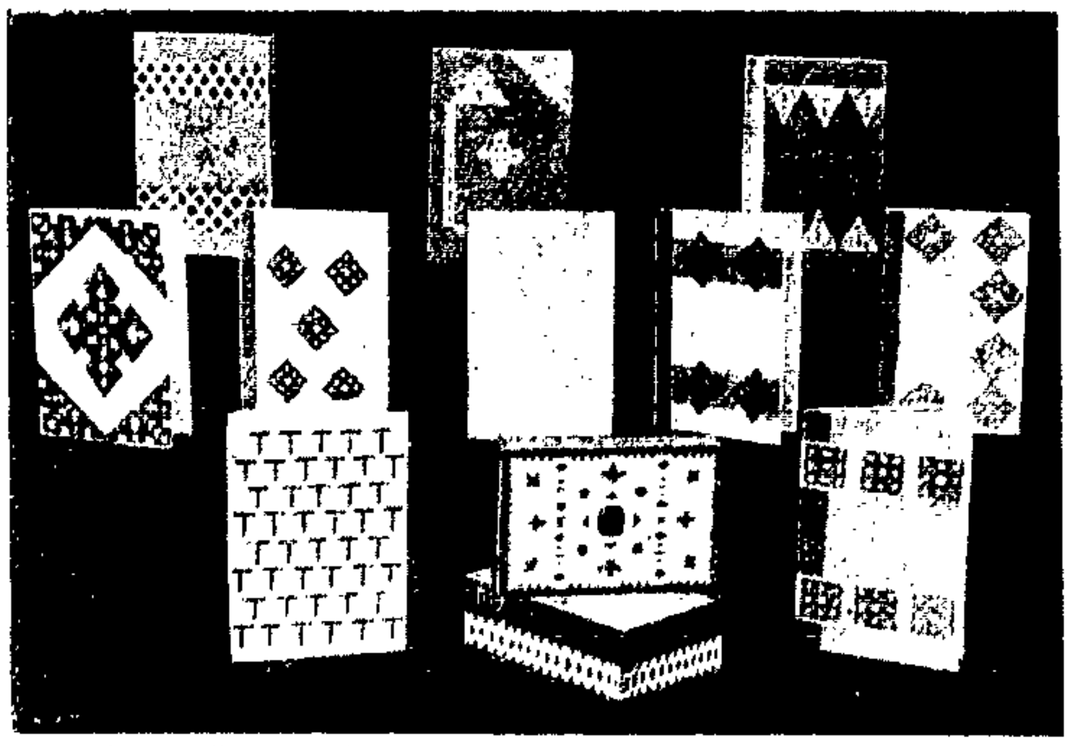
Eine unserer Abbildungen stellt mit der Hand freihändig aus zusammengefalzten Papieren gezupfte Arbeiten dar, sie dürfte hinlänglich beweisen, wie unbegrenzt Kinderhand, Auge und Herz hieran beteiligt sein können. Die Zupfungen, welche nach Fertigstellung beim Auseinanderlegen fast kaleidoskopartig wirken, erregen durch ihre teilweise höchst originellen Formen und Gebilde bei den Kindern eine herzliche Freude. Schule und Haus und ganz besonders die Mütter sollten mit ihren Kindern diese freudbringende, künstlerischen Wert bergende Arbeit recht oft ausführen und pflegen. So gut die Künstler früherer Zeiten das Kaleidoskop als Hilfsmittel zu Entwürfen benutzten, ebenso bietet die Zupfarbeit eine Quelle urwüchsiger Formengestaltungen, jedes Schema, jede künstlerisch-wertlose Nachahmung ist hier ausgeschlossen. Die Kleinsten bringen durch willkürliches Zupfen ungewollte Zufälligkeitsgebilde hervor, wohingegen die älteren, bereits zeichnerisch veranlagten Kinder dem Bilde eine gewollte Gestalt geben können, wie es unsere Abbildung zeigt. Um allen Freunden der „Kindkunst" die Möglichkeit zu bieten, mit Kindern praktisch arbeiten zu können, füge ich eine einfache Skizze bei (siehe nächste Seite).

Wir haben hier ein quadratisches Viereck a, dieses wird in den punktierten Linien zusammengelegt und beginnen wir damit, indem Ecke 1 auf 4 gelegt und der Bug 2—3 scharf gefalzt wird; ohne das Papier wieder auseinanderzulegen, falzen wir den Bug 1 bis 4 durch Auseinanderlegen von 2 und 3. Zum Schluß teilen wir das Quadrat in seine rechtswinkligen Mittelbugs durch Zusammenlegen von 1 und 4 auf 2 und 3. Hieraus entsteht Figur b. Es sei gleich betont, daß die Papiere beliebig gefalzt werden können, auch nicht ausschließlich Quadrate sein müssen, sondern Rechteck, Kreis, Dreieck oder Streifen, alle lassen sich nach eigenen Ideen falzen und zupfen und ausschneiden; es soll hier nur ein einfaches Beispiel gegeben werden.

Figur c zeigt uns die nun gezupfte oder ausgeschnittene Form des zusammengelegten Viereckes, wenn wir jetzt das Papier auseinanderfalten, erhalten wir ungefähr ein Bild, wie uns Figur d bietet.

Auf einem anderen Bild sind Schmetterling, Hirschkäfer, Fechter und Tisch mit Lampe und Blumentöpfen mit einem Bug gezupft.

Es wäre um den Werkunterricht zweifellos recht schlecht bestellt, wenn wir mit Kindern nur Uebungsstücke, die für sie in kurzer Zeit Wert und Anteilnahme verlieren würden, anfertigen wollten. Der Lehrer, der künstlerisch beraten sein muß, hat eine Hauptaufgabe in der Fortentwickelung und Verwendung der Uebungsstücke zu suchen, so daß Geist, Auge und Hand allmählich gesteigerten Uebungen zugeführt werden, es ist ein eigenartig Ding, Kinder längere Zeit für eine Arbeit zu interessieren. Darum ging ich vom Zupfen zum Ausschneiden über.

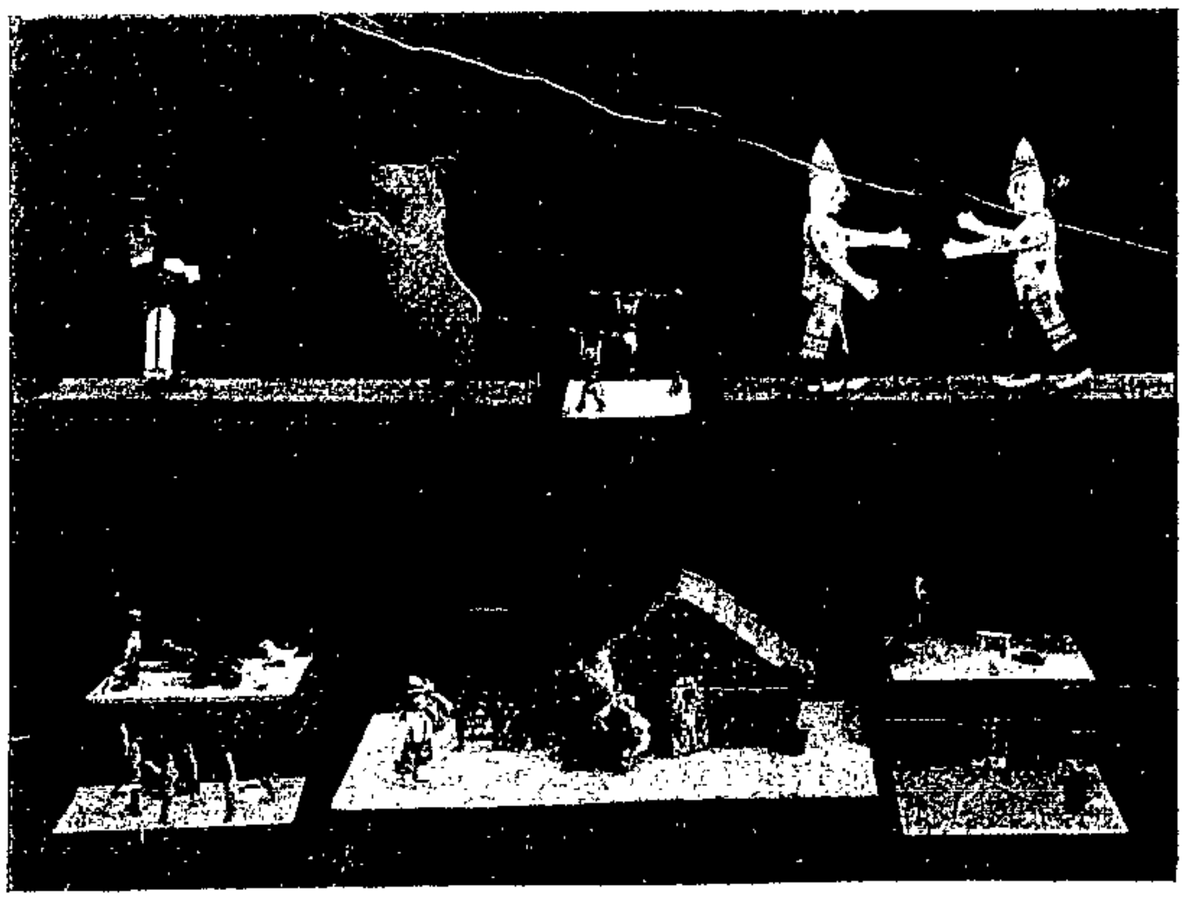


Bücher und Kasten aus Karton gefertigt mit farbigen Ausschneidungen verziert.

Das Setzen von Buchstaben aus Hölzchen.

Auch Bücher aus farbigen Karton und ein Kasten mit Ueberfurzdeckel aus Pappe angefertigt, finden wir auf einem der Bilder dargestellt. Es wurden die von Zupfungen hergeleiteten Ausschneidungen als Zierformen benutzt, aber nicht willkürlich, sondern nach vorangegangener reiflicher Ueberlegung, Messung, Einteilung und Farbenwahl. Soll dem Kinde Empfinden für künstlerische Buchausgestaltung übermittelt werden, dann muß es die Merkmale eines schönen Buches kennen lernen. Hier ist hinsichtlich der Raumverteilung und Anordnung des Dekors von Kinderhand bereits erfreuliches geleistet. Man glaubt den Willen zu spüren, einen organischen Zusammenhang zwischen Buch und Zierform herbeizuführen; es ist nichts ängstlich Gesuchtes, von der Gesamtform Losgelöstes zu entdecken. Solche Arbeiten sichern uns spätere Bibliophilen, an denen Deutschland so bitterarm ist.

Weiter sind auf einer der Abbildungen Durchmalungen gestanzter Schablonen anige-



Bemalte Holzspielsachen und Modellierungen in farbiger Plastilina.

führt. Die Schablonen sind mit zwei verschiedenen Stanzen geschlagen, die reizenden Gruppierungen und Linienspiele geben Beweis, welche Möglichkeiten der Kindkunst zur Seite stehen. Solche Durchmalungen finden bei Papier, Karton, Papp- und Leinenarbeiten Verwendung; der Stoffarbe entsprechend sind von den Kindern selbst die Zierfarben zu wählen.

*

Wie wir Naturholz verarbeiten.

Eines der Bilder zeigt uns Stuhl, Tisch, Bank, Tragbahre, Wagen, Harke und Leiter, sämtliche Arbeiten sind aus Naturholz angefertigt. Die Sitze, Lehnen von Stuhl und Bank sowie Tragbahre und Seitenwände des Wagens sind aus Binsen geflochten. Wir verarbeiten das Naturholz nur als Holz und hüten uns wohl, zu Kulissenkünsten überzugehen und Astbildungen und dergleichen als konstruktiv erscheinende Träger oder Stützen verwenden zu wollen, wie es in einer lächerlichen Weise auf Promenaden, in Gärten und Pavillons, an Brückengeländern, Tischen, Bänken, Blumenständern usw. geschieht. Als Spiel, wie es unser Bild zeigt, hat das Naturholz auch seiner Billigkeit wegen eine Berechtigung, wir haben aber achtzugeben, daß das Kind nicht Gebrauchsgegenstände für die elterliche Wohnung daraus fertigt und sich verführen läßt, etwas in die Wohnung zu tragen, was alle Schönheitsfreude aus derselben entfernt. Unser Bild gibt uns Belege, wie das Kind es versteht, ohne alle unnötigen Zutaten grundsätzliche Zweckformen zu schaffen, wie es den physikalischen Gesetzen der Stütz-, Trag- und Bindekraft nachspürt und proportionale Verhältnisse der einzelnen Gegenstände zu finden weiß.

Ein anderes Bild gibt uns einen schönen Beweis kindlicher Darstellungsfähigkeit. Hier haben Eindrücke aus dem Leben der Heimat und Märchenwelt mitgewirkt, die Gestaltungskraft von Gehörtem, Gesehenem und Erlebtem ist, unterstützt von gebotenen Ausdrucksmitteln, voll zutage getreten; von Stunde zu Stunde häufen sich die Beweise, daß die praktische Arbeit das Fundament unseres Schulunterrichts werden muß.

Der Clown mit seinem dressierten Esel sowie die beiden scherzenden Clowns fanden ihre Entstehung durch einen Ausstellungsbesuch meiner Schüler, woselbst Dresdener Spielzeuge ausgestellt waren. Was lag wohl näher, als den Wunsch zu äußern, ähnliche Spielsachen zu machen. Es sind keine Kopien, sondern Originalarbeiten. Die einzelnen Körperteile sind mit der Laubsäge ausgesägt, farbig bemalt und mittels Holzpflöcken (Düwel) in den Gelenken zusammengesetzt, um ein Bewegen von Bein, Arm, Kopf und Rumpf zu ermöglichen. Unterschätzen wir solche Leistungen nicht, die doch auch ein wertvolles Spiel bilden! Phantasie und Arbeit häufen hier Werte, die beim Kinde als Mensch nachhaltiger fürs ganze Leben wirken, als der oberflächlich Urteilende bei seinem flüchtigen Hinsehen zu beurteilen vermag.

Unter den Modellierarbeiten befindet sich eine Turnergruppe, man sieht den Reckturner im Langhang Beinübungen machen, während ein zweiter breitbeinig stehend eine Hantel stemmt, nach dem Leben aus dem Gedächtnis modelliert von einem 10jährigen Knaben. Auf dem Bilde links unten eine Pappelallee, rechts und links Wiesengrund, inmitten des letzteren ein kleiner Teich, an dessen Rande eine alte Weide mit ausgehöhltem Stamm steht. Am Ende der Allee erbaute der kleine Modelleur ein Bauernhaus, vor dessen Front eine Reihe Bäume als Windschutz ihren Platz fanden. Mitten drin steht das Knusperhäuschen mit der Hexe, Hänsel und Gretel freundlich winkend. Dieses ist eine Gemeinschaftsarbeit von 6 Kindern im Alter von 10—12 Jahren.

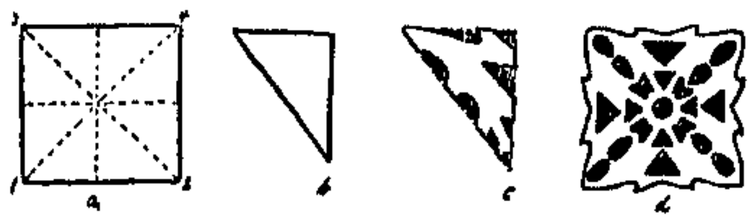
Plastilin ist dem Ton in künstlerischer Hinsicht vorzuziehen, da es ein Ausdrucksmittel darstellt, welches eine fast natürliche Wiedergabe gestattet und wir hier von einem plastischen Malen sprechen können. Meine Schüler arbeiten mit 20 Farben. Ich habe durch praktische Erfahrungen festgestellt, daß das Kind nach Farben lechzt. Wir können den Farbensinn nicht fördern und schulen, wenn wir dem Kinde die Farben vorenthalten. Mit eintönigem Material arbeiten, ist für mich gleichbedeutend mit dem Klavierspieler, der nur mit einem Finger spielt und niemals die Harmonie, den Wohlklang von Akkorden hört.

*

Um meine Schüler in meine Gewalt zu bekommen, mit ihnen reden zu können, übermittelte ich denselben methodische Grundformen meines Lehrprinzips, die für mich denselben Wert haben, wie für den Schreiblehrer das Abc und den Rechenlehrer das Einmaleins. Diese Methode ermöglicht es mir, 20 Kinder und mehr in kürzester Zeit in voller Arbeit zu sehen, die doch dabei persönlich, nicht nach der Schablone schaffend, tätig sind.

Wenn wir das Kind mit Formen und Farben arbeiten lassen, dann müssen wir uns wohl hüten, sogenannte Gipfelkünste zu üben, denn das kann niemals Aufgabe für Schule und Haus sein, und doch liegt es recht nahe, etwas auf die Spitze zu treiben. Das Anfertigen von Ausstellungsgegenständen, die die Kindkunst in einer gänzlich falschen Beleuchtung zeigen, können der Reformbewegung eher Schaden als Vorteil bringen.

Es wird von dem Nichteingeweihten der gefertigte Gegenstand stets als die Hauptsache



betrachtet, ohne die gewonnenen Werte als Mensch am Kinde zu entdecken und dementsprechend einzuschätzen. Es wäre um die Fortentwickelung des Handfertigkeitsunterrichts vieles erreicht, wenn der blinde Egoismus vieler Eltern nicht mehr nach dem gefertigten Gegenstand ausguckte, wenn man sich befleißigte, erkennen zu lernen, daß beim Arbeitsspiel, beim Anfertigen von Spielsachen usw. dieselben Formen ja in viel reicherem Maße übermittelt werden können als bei Herstellung eines Gebrauchsgegenstandes, dessen Zweck und Wert dem kindlichen Fassungsvermögen unter Umständen recht fern liegen können.

Während man auf der einen Seite vielleicht nur Handgeschicklichkeit übermittelt, kann hingegen auf der anderen Seite neben der Handgeschicklichkeit eine für das kindliche Gemüt empfängliche Kunsterziehung geübt werden, und diese ist gerade notwendig, um ganze Menschen zu bilden.

Hinsichtlich des Punktes „Kunsterziehung" stehen sich Theorie und Praxis noch recht oft direkt gegenüber. So lautet z. B. die Gesamtliteratur, die Frage der Papier- und Pappearbeit betreffend, daß die letztere dazu angetan sei, den Farbensinn des Kindes ungemein zu fördern. Das ist eine unbestrittene Tatsache. Und doch mußte ich auf meinen Studienreisen wahrnehmen, daß die Schüler recht kümmerlich mit Farben in Berührung kamen, selbst Papiere verarbeiteten, die künstlerisch wertlos waren. Ebenso leichtfertig würde sein, wenn man, im guten Glauben ein Besonderes zu tun, dem jungen Schüler alle Farben mit den zartesten Nuancierungen zur Verarbeitung vorlegen wollte. Solches Tun wäre nicht ohne jede Gefahr, das Kind würde unsicher und unter Umständen an der Selbstwahl der Farben gehindert; es will Herkunft und Bezeichnung der Farbe kennen und es soll und muß sie kennen, um zu wissen, in welchem Material, in welchem Farbenton es arbeitet. Nur ganz allmählich wird das Kind mit den Farben vertraut und für zartere Nuancen empfänglich. Wird mir ein neuer Schüler zugeführt, gleichviel welchen Alters, so lege ich ihm in der ersten Stunde (für Papierarbeiten) unsere absoluten Grundfarben Rot, Blau und Gelb zur Verarbeitung vor und stelle folgende Fragen: Welche Farben siehst Du? — Zeige mir Blau! usw. — Was willst Du ausschneiden? — In welcher Farbe? — Warum? Um dann später Violett, Orange und Grün in den Arbeitsgang aufzunehmen, zeige ich den Kindern am Experiment, wie jene durch Mischung der Erstgenannten entstehen. Dieser Weg allein bietet mir Gewähr, daß das Kind nicht ratlos tastet und sicher im Erkennen vorwärts geht. Man kann dieses, ohne in eine aufdringliche Pedanterie zu verfallen, dem Kinde interessant übermitteln. Vorstehende Methode hat unter meinen Schülern recht erfreuliche Resultate gezeitigt, so daß selbstgewählte Farbenzusammenstellungen zeitweilig von äußerst zartem, ja selbst künstlerischem Empfinden sprechen. Und weil Farben wieder in unser Leben hineingehören, soll man auch damit nicht geizen, sonst ist es um den Werk- und Handfertigkeitsunterricht herzlich schlecht bestellt.

Da der Handfertigkeitsunterricht die strenge Disziplin des allgemeinen Schulunterrichts um einige Grade lockert, so sind mir das freie Wort und der kindliche Frohsinn stets liebe Gäste bei der Arbeit.

Zum Werke, das wir ernst bereiten,
Geziemt sich wohl ein ernstes Wort.
Wenn gute Reden sie begleiten,
Dann fließt die Arbeit munter fort.

An dem starken Willen und der Schaffenslust, die in unserer Jugend durch den Handfertigkeitsunterricht geweckt werden sollen, wird aller Schein und alles Unwahre zuschanden werden. Gerät, Haus und Hof sowie öffentliche Bauten, Straßen und Plätze werden wieder die Sprache der Zeit und Heimat sprechen. Um wieder einmal reinen Tisch zu bekommen, müssen wir erst zur einfachen Zweckform zurückkehren und das künstlerisch Schöne in der Struktur, Wachstum und in dem Reiz der Fläche des Materials suchen. Aus allem wird die aus dem Gemeinschaftsgeiste hervorgegangene Kunst allgemein beglückend hervorschauen. Die Geschlossenheit im Kunstausdruck, die die Werke unserer Vorfahren von jeher zeigten, müssen wir wieder erringen, das kann uns aber nicht durch Worte und passive Anschauung, sondern nur durch die Tat, den Handfertigkeitsunterricht, gelingen! Auf diesem Wege gelangen wir wieder zu einer Heimat- und Volkskunst!

Der Arbeit Tag.*

Ein Herrscher bist du, auserwählt den Tagen,
Die einmal sind und sterbend dann entgleiten;
Es hat der kampferfüllte Geist der Zeiten
Um dich das Licht als Hermelin geschlagen.

Vor deinem Throne ruhn gehäuft die Klagen,
Die alten sind es, die sich stets erneuten;
Ein Meer von Sorgen will sich um dich breiten,
Und nach der Heimat will das Recht dich fragen.

So zeigst du zürnend, was am Grund verborgen;
Was frevelnd sie erzeugt: den ganzen Jammer,
Die Schuld wirfst du ins Angesicht der Welt.

Heraus, ihr Schläfer: öffnet eure Kammer
Und seht den Geist, der zwischen heut und morgen,
Schon seinen Grenzstein leuchtend aufgestellt!

Ernst Preczang.

* Aus „Im Strom der Zeit. Gedichte von Ernst Preczang. (Stuttgart. J. H. W. Dietz Nachf.). Wir können das Buch, das an zarten Stimmungen und ernsten, die Zeit bewegenden Gedanken überreich ist, allen Freunden einer guten Lyrik nur auf das angelegentlichste empfehlen. D. Red. d. „N. W."

Leberecht, der Besenbinder.

Eine Dorfhumoreske aus der Oberlausitz. Von E. Schubert. (Schluß.)

Bald hatte Leberecht sich wieder eingelebt; er konnte im Wald Reisig schneiden nach Herzenslust und sein Besenhandel florierte gewaltig. Auch konnte er des Sonntags Besen machen, so oft er wollte; der neue Gendarm war kein Schnüffelfritze wie der alte, dem fiel es nicht ein, von der Dorfstraße herüberzukommen, um beim Leberecht durchs Fenster zu schauen.

Leberecht wurde wieder der alte, und so vergingen ihm einige Jahre in Wohltun und Selbstgenügsamkeit, bis ihn ein Ereignis, das von einschneidender Bedeutung für ihn war, wieder in den Vordergrund des allgemeinen Interesses schob.

Wenn Leberecht in bezug auf das männliche Geschlecht gewissermaßen das Dorforiginal verkörperte, dann das „Gemeenhausgustel" sicher das weibliche Geschlecht. Gemeenhausgustel wurde sie genannt, weil ihr von der Gemeinde ein kleines Stübchen als Wohnung angewiesen worden war. Gustel war nicht jung, sie war nicht alt und hätte, wenn sie sich einmal die Mühe genommen hätte, auf ihre Kleidung nur ein klein wenig zu achten und ihre prächtigen schwarzen Haare in Ordnung zu bringen, sogar für hübsch gelten können. Aber so schwappte sie Tag für Tag in ihren Holzpantoffeln herum und arbeitete bloß, wenn sie Lust hatte.

Gustel war die Witwe Tagelöhners; die Leute sagten zwar, sie hätte ihren Mann buchstäblich zu Tode geärgert, was aber zu einem großen Teil Uebertreibung war. Sie war von unbeschreiblicher Grobheit; infolgedessen räumte ihr kein Mensch im Dorfe mehr ein Stübchen ein und so mußte sie in das Gemeindehaus. Gustel war ein ständiges Aergernis für die Gemeinde. Abgeschoben konnte sie nicht werden, da sie heimatberechtigt war und sie in irgendeine Anstalt unterzubringen lag nicht genügend Ursache vor, wenn sie es auch mitunter etwas toll trieb. Schließlich ergab sie sich auch dem Schnapsgenuß. Ein gut Teil waren die männlichen Dorfbewohner mit schuld daran; denn wenn man sie gar zu sehr hänselte und foppte und sie mit ihren Grobheiten die Widersacher nicht zu bändigen vermochte, griff sie aus Aerger zur Schnapsflasche. Schließlich machte auch hier unser Leberecht den rettenden Engel. Eines Abends, es war im Herbst, kam er einmal von seinem Besenhandel zurück. Als er in die Dorfstraße einbog, hörte er einen Wortwechsel; beim Näherkommen sah er das Gemeenhausgustel, welche wieder angetrunken war, im Straßengraben sitzen und neben ihr stand der Dorfpolizist, der sie vom Nachbardorfe, wo sie seit einigen Tagen herumgestrolcht war, zurückgeholt hatte. Bis hierher, am Dorfeingang, hatte er Gustel glücklich gebracht, aber nicht weiter. Keinen Schritt ging sie mehr. Jede Aufforderung des Dorfpolizisten beantwortete sie mit einem trotzigen: „Brauch ni mit Diär zu giehn. Find mich alleene." Als Schlußrefrain folgte jedesmal ein saftiges Schimpfwort. Da schließlich keine Zurede fruchtete, steckte der Dorfpolizist seine volle Amtsmiene auf und erhob seinen Stock mit krummgebogenem Händel; zuvor spuckte er in die Hand: „Wirscht glei giehn nu? Nu wärch Diärsch glei amol weise!" Dabei holte er aus zum Schlagen.

„Unterschtiet'ch ock un tu miärsch'e schoin. Doas wiär noa schinner."

Leberecht, der unterdessen näher gekommen war, sprach diese Worte zum Polizisten:

„'s Gustl macht's ganz raicht, mit Diär ging'ch o ni."

Jetzt besinnt sich der Dorfpolizist erst recht auf seine Würde: „Nach su, Du bist's, Dich kenn'ch ja. Nimmt'ch ock an acht, bist su noa ni gar lange heem."

Diese Anspielung auf seine Gefängnisstrafe löschte in Leberecht im Nu alle gutmütigen Gefühle aus und statt aller Antwort riß er einen Besen vom Wagen und rief: „Nu mach aber lang."

Das sah der Dorfpolizist und eingedenk der Prozedur, welche Leberecht vor langer Zeit einmal mit ihm vorgenommen hatte, rettete er sein Heil in eiliger Flucht und überließ das Gemeenhausgustel ihrem Schicksal.

Als Leberecht seinen Feind in eiligen Sätzen verschwinden sah, war sein Zorn schnell verraucht und die alte Gutmütigkeit zurückgekehrt. „Komm ock Gustel, dohie koannste ni sitzn bleibn. Komm ock!"

Was dem Dorfpolizisten nicht gelungen war, gelingt Leberechts freundlicher Stimme und sie erhebt sich aus dem Straßengraben.

„Woart ock Gustel, magst'ch as Wagel setzn. Bist amende müde." Stark wie er ist, faßte er Gustel mit kräftigen Armen und hob sie in den Wagen. Dann fuhr er seelenvergnügt seiner Behausung zu. Dort angekommen, schiebt er den Wagen samt der Ladung in den Schuppenanbau. Er machte Licht in der Stube, denn es war mittlerweile vollständig dunkel geworden. Als er so seine Wohnung vorgerichtet hatte, ging er wieder in den Schuppen, hob Gustel aus dem Wagen und führte sie in seine Wohnung. Bald prasselte ein Feuer im Ofen und erwärmte die ausgekühlte Stube; Kartoffeln wurden zum Kochen angesetzt und während Leberecht zwei Heringe beim Krämer holte, hatte es sich Gustel bequem gemacht. Sie setzte noch einen Topf mit Wasser ans Feuer und gleich, als wäre sie Leberechts angetraute Ehegemahlin, hantierte sie in der Stube herum. Als Leberecht nach Hause kam und sah, wie sich Gustel nützlich machte, überzog sein breites Gesicht ein zufriedenes Lächeln.

„Bleib ock hinte doa, Gustl, derheeme hoaste no nischt." Gustel sagt nichts, aber sie bleibt. Sie bleibt auch noch den anderen und den folgenden Tag. Es gefällt ihr; die glotzige, behagliche Gutmütigkeit Leberechts tut ihr wohl.

Und nun ist plötzlich wieder etwas Seltsames geschehen. Leberecht wird eines Tages zum Gemeindevorstand beordert, wo ihm der Vorstand folgende Eröffnungen macht:

Da nun das Gemeenhausgustel bei ihm, Leberecht, wohnt, mache ihm der Gemeindevorstand den Vorschlag, Gustel zu heiraten. Für diesen Fall würde er aus der Gemeindekasse eine Summe von 20 Talern erhalten, zur Aussteuer, wie der Vorstand meinte. Der Vorstand hatte sehr pfiffig kalkuliert. Heiratet Leberecht das Frauenzimmer, ist die Gemeinde ein Aergernis los; für diesen Fall sind 20 Taler nicht zu viel, und im übrigen wußte auch der Vorstand, daß kein anderer wie Leberecht sich so gut eignete, 's Gustel ihre Unarten abzugewöhnen und zu einem anständigen Frauenzimmer zu machen.

Sehr tiefsinnig ging Leberecht vom Vorstand nach Hause. Gustel heiraten! Wie wäre denn das? Hatte er nicht selbst schon daran gedacht. 20 Taler soll er bekommen. Deswillen allein hätte er es zwar nicht getan, aber schließlich mußte er auch eine Frau haben und eine andere bekam er nicht, das wußte Leberecht. Nun hatte sich auch Gustel die Tage, während sie bei ihm wohnte, ganz hübsch herausgemacht. Ja, er gestand es sich sogar, daß er Gustel gern hatte.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht im Dorfe: Leberecht heiratet das Gemeenhausgustel. Hatten erst schon die Leute die Köpfe zusammengesteckt, daß sich Leberecht, auf den man trotz seiner Schrullen immerhin etwas hielt, diese Person als Wirtschafterin hingenommen hatte, so gab es nun erst recht Stoff zum Gespräche. Aber da war nichts zu ändern. Leberecht heiratete das Gustel. Noch vor der Hochzeit hatte ihm der Vorstand 20 Taler ausbezahlt. So viel Geld hatte Leberecht nie in seinem Besitz gehabt. Er war eben ein Glückskind, dem alles was er tat, zuletzt zum Guten ausschlagen mußte. Und Gustel?

Fast schien es, als hätte die Heirat auch auf ihr Aeußeres einen günstigen Eindruck gemacht; sie ging durchweg anständig gekleidet, ihr pechschwarzes Haar war ordentlich aufgesteckt. Jeder Unbefangene mußte jetzt zugeben, daß Gustel sogar hübsch war.

Die Nachbarn waren aufs äußerste gespannt, wie sich das Zusammenleben dieser Beiden gestalten würde, denn daß Gustel so im Handumdrehen ihre Natur verändert hätte, war keineswegs anzunehmen. Sie täuschten sich auch nicht. Gustel war noch die alte. Das sollten sie bald erleben. Kaum zwei Wochen nach der Hochzeit hörten die Nachbarn eines Morgens einen furchtbaren Skandal.

Leberecht wollte diesen Morgen wieder mit Besen wegfahren. Gustel, seine Frau, sollte mitfahren. Sie weigerte sich, sie hätte keine Lust, alle Tage mit in der Welt herumzufahren. Dazu hätte sie ihn nicht geheiratet, um seinen Zughund zu machen, sagte sie grollend.

„Gustl, doas wird ni andersch, Du fiehrst mit." Leberecht hatte diese Worte ganz ruhig gesprochen, wie es seine Art war.

Er schaffte die fertigen Besen hinaus in den Wagen; bald ist dieser gefüllt. Die Fuhre konnte losgehen, aber Gustel machte keine Anstalten zum Mitfahren.

„Hörschte, Gustel, mit miär schpielste ni uff. Mach mich ni oalbern, Gustel, ich foi Diärsch."

Er sagte es immer noch ruhig.

„Verkeef ock Deine Vafuschtorzl alleene." Fünf Minuten lang ging jetzt Gustels Redestrom in überschäumender Fülle. Leberecht ließ sie ruhig austoben, dann trat er zum Tisch, an dem sie saß und mit einem energischen Ruck „ibe kimmste" zog er sie von ihrem Sitze auf.

Nun begann das eigentliche Drama. Zuerst spürte Leberecht den schwarzen, nässenden Inhalt eines Kaffeetopfes im Gesicht und im nächsten Augenblick brannte ihm eine Ohrfeige rechts und links auf den Backen, so daß ihm momentan Hören und Sehen verging. Dazu ein fürchterliches Geschimpfe, wie es nur das Gemeenhausgustel fertig brachte.

Das war zu viel. Leberecht konnte kein Unrecht leiden. Ohne ein Wort zu sagen, ging er zur Tür hinaus und holte einen fertigen Besen vom Wagen. Als er wieder die Stube betrat, ging Gustel sofort noch einmal zum Angriff über. Aber bald verwandelte sich das kreischende Geschimpf Gustels in ein fürchterliches Geschrei, denn Leberecht hatte seine Erziehungsmethode begonnen.

Eine lange Zeit hat der Tumult gedauert, dann brachte Leberecht seinen Besen wieder heraus. Der erste Akt des Ehedramas war vorüber. Noch einigemal sind die Nachbarn Zeugen eines derartigen Vorganges gewesen, aber dann ist Gustel ohne Widerrede ins Joch gegangen, das heißt, sie spannte sich regelmäßig vor den Wagen, während Leberecht schob. Nie wieder hat sie es versucht, Leberechts Gutmütigkeit mittels Ohrfeigen und schwarzen Kaffee zu vertreiben; denn sie hatte es am eigenen Leibe erfahren: Leberecht konnte kein Unrecht leiden.

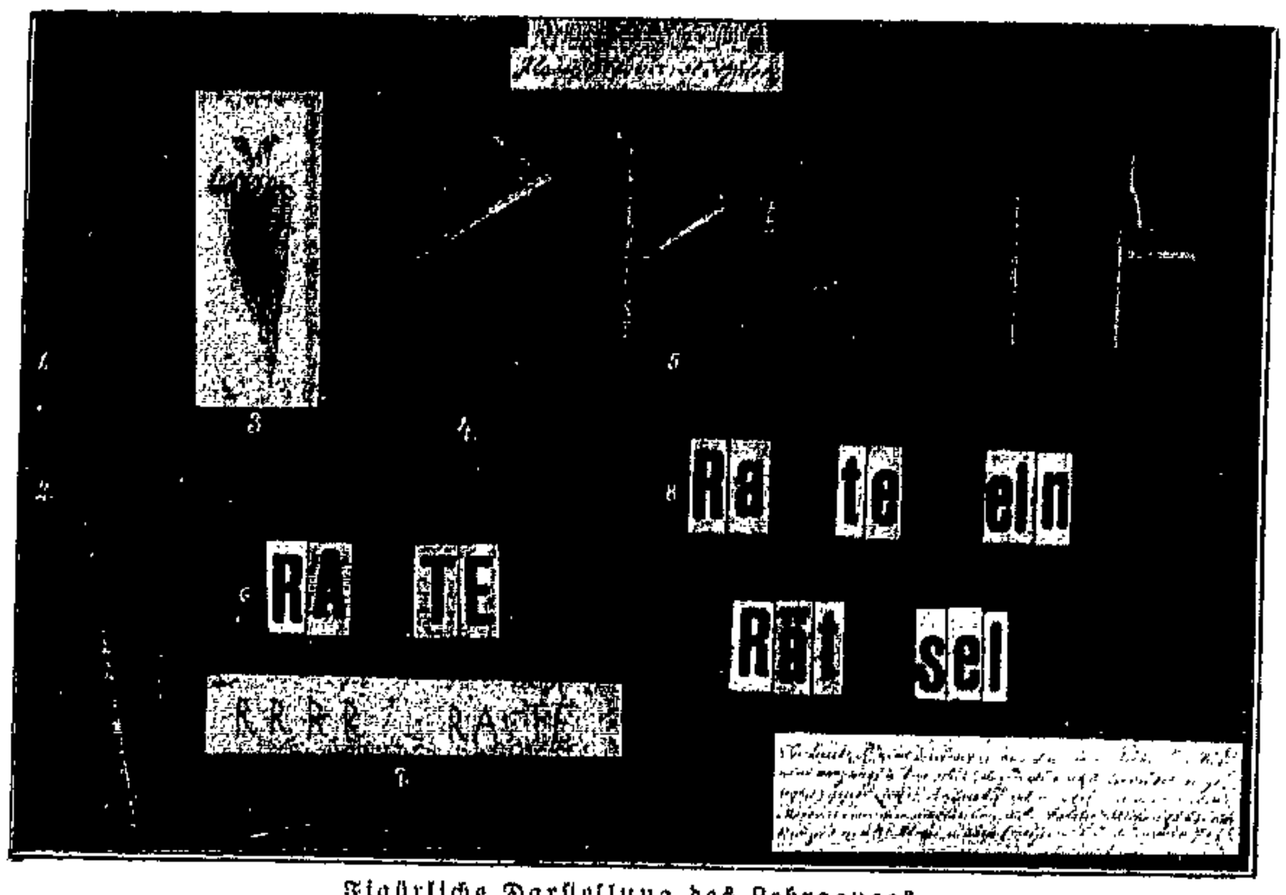
Feuilleton.

Werkunterricht. So gut jeder reformfreudige Pädagoge zu der Einsicht gelangt ist, daß das leere Wort dem Kinde wenig oder gar nichts übermittelt, sondern die Anschauung, sei es auch nur durch das Bild, dem Unterrichte erst anteilnehmende und lernfreudige Kinder zuführt, ebenso steht es mit den Zeitschriften und ihren Lesern, denn gute Illustrationen können unter Umständen ganze Seiten Text ersparen. Wie bitterwenig das Wort allein fruchtet, beweisen die Berge von Schriften, die im Laufe pädagogischer Reformzeiten geschrieben, aber von Schule und Haus weder beachtet noch befolgt wurden. Nur die Tat, die Sache selbst, kann die lebendige Anschauung übermitteln und uns auf gangbare Wege weisen.

Unsere Bilder zeigen uns einen Teil des Anfangs der Zukunftsschule, wie sie sich zwar bisher noch in keiner Volksschule — das ist in Preußen-Deutschland nun einmal so! —, sondern erst in der Vorschule des Werner Siemens Realgymnasiums zu Charlottenburg findet. Der Direktor dieses Instituts hat Wert und Wesen des Werkunterrichts ganz erfaßt und der didaktischen Geistlosigkeit Tür und Tor verschlossen. Sehen wir anfangs einmal gänzlich von allen anderen Vorteilen ab und betrachten wir das Kind nur auf seine Haltung hin (in gesundheitlicher Beziehung), so nehmen wir wahr, daß hier — wie es unsere Bilder zeigen, die das Klassenzimmer mit den Schülern darstellen — alles Natürlichkeit atmet, wohingegen unser heutiges Lernsystem unserer Kinder beim Schreiben und Rechnen die unglaublichsten Verrenkungen und Körperhaltungen machen läßt, die Rückgratverkrümmungen und viele andere Leiden zur Folge haben. Einsichtige Pädagogen, die die Psychologie des Kindes gründlich studiert haben, verlangen, daß die Ziele des heutigen Schreib- und Leseunterrichts an das Ende des zweiten Schuljahres gerückt werden, wohingegen das Modellieren und Zeichnen, welche dem naturgemäßen Tätigkeitstriebe der Kleinsten entgegenkommen, von Anbeginn zu pflegen sind. Mit Buchstaben- und Ziffernvirtuosität, mit denen der verknöcherte Pädagoge scheinbare Triumphe feiert, ist dem praktischen Leben wenig gedient. Die vorwärtsstrebende Pädagogik verlangt einen naturgemäßen Uebergang vom fröhlichen Spiel zur Schularbeit, einen gangbaren Weg vom Spielplatz in die Schule, ein Mittelding zwischen allen Dingen des kindlichen Spieles und dem Griffel, der Tafel, Ziffern und Buchstaben. Man fordert einen Elementar-, einen Vorbereitungsunterricht, der auf den Tätigkeitstrieb des Kindes aufgebaut sein soll. Sprech- und Lautierübungen müssen mit dem Anschauungs- und Darstellungsunterricht in unmittelbare Verbindung gebracht und so dem Kinde die Buchstabenkenntnis spielend übermittelt und das Lesenkönnen unaufdringlich angebahnt werden.

Nun gehört es ja zu den täglichen Erscheinungen, daß derartigen Neuerungen, und ganz besonders in Deutschland, viel Pessimismus entgegengebracht wird, wodurch solchen Bestrebungen schwer überwindbare Hemmnisse in den Weg geworfen werden. Aber wiederum erstehen begeisterte Verteidiger, und besonders erfreulich ist es, wenn diese sich aus Pädagogenkreisen rekrutieren.

Wenn wir uns eingehend mit der Natur des Kindes beschäftigen, so müssen wir den in dreien unserer Bilder gezeigten Unterrichtsformen die größte Sympathie entgegenbringen. Das eine Bild zeigt uns das Stäbchenlegen. Die Kinder bekommen eine Anzahl Stäbchen verschiedener Länge als Arbeitsmaterial ausgehändigt. Die Aneinanderreihung der Stäbchen bietet dem Kinde unzählige Möglichkeiten, sich gestaltend zu betätigen; gleichzeitig vereinigt diese Uebung eine für die Handgeschicklichkeit nicht zu unterschätzende gymnastische Ausbildung der Gefühlsnerven und Tastkörperchen. Augenmaß, Schönheitssinn, rhythmische Linienspiele werden hierbei spielend übermittelt. Eine Unterrichtsform, die sich den Spieltrieb zunutze macht und dem Kinde vielseitige Anregung bietet, muß Interesse und rege Anteilnahme bei den Kleinsten wachrufen. Das stete Aufmerken regt die Denkkraft an und befähigt das Kind, Formen aufzunehmen und darzustellen. Das Legen der Stäbchen zu allerlei Gebilden, wie Tisch, Stuhl, Bank, Haus usw. dürfen wir unbeanstandet ein Zeichnen im Material nennen.



Figürliche Darstellung des Lehrganges.
Der Laut „R" wird entwickelt aus dem Worte „Rübe". Eine Rübe wird gezeigt, dann geformt (1), aus Stäbchen gelegt (2), gezeichnet (3). Der Laut R wird mit Stäbchen dargestellt (4). Nachgezeichnet (7) usw.

Ein anderes Bild zeigt das Diktatlegen. Die Kinder bilden aus Stäbchen Buchstaben und Worte: sie lernen Lesen, ohne (nach bisheriger Auffassung) zu schreiben.

Als Darstellungsmittel tritt noch das Tonformen hinzu. Hier bieten sich die Möglichkeiten, das Kind alle Dinge, die Schule, Elternhaus, Garten, Straße, Feld, Wiese und Wald bergen, durch persönliche Darstellung intensiv veranschaulichen zu lassen. Die Kinder erzählen vor oder nach den Arbeiten von der Form und dem Zwecke des Gegenstandes und geben zum Schluß durch zeichnerische — womöglich mit Buntstiften — Wiedergabe zu erkennen, daß sie den Gegenstand allseitig erfaßt haben. Um dem Kinde Verständnis für Druckschriften zu übermitteln, ist das Aneinanderreihen der Buchstabentäfelchen eingeführt. Die gedruckten Buchstaben sind auf Pappe geklebt und werden von jedem Schüler in Kästchen aufbewahrt.

Ein Gesamtbild gibt uns ein drittes Bild. Da sehen wir: die geformte Rübe, die aus Stäbchen gelegte Rübe, die farbig gezeichnete Rübe. Der schriftliche Teil, welcher eigentlich auch die Rübe behandeln sollte, zeigt das aus Stäbchen gelegte große R sowie das in Silben getrennte Wort Ra-te, dann dasselbe aus Buchstabentäfelchen zusammengesetzt, ferner das Zeichnen der Schrift und die Satzbildung. Daß die vorstehende Methode die Elementarform des Rechnens in sich birgt, dürfte erklärlich erscheinen, wenn wir noch anführen, daß das Kind anzugeben hat, wieviel Stäbchen resp. Tonkügelchen es zur Darstellung eines Gegenstandes gebraucht hat. h. p.

Stadt aus farbigen Papieren gefalzt (nicht geklebt).

Woraus besteht Staub? Ein französischer Naturforscher hat vor einiger Zeit den Staub einer sorgfältigen, mehr als tausendmaligen mikroskopischen Untersuchung unterworfen. Von den aus dem Mineralreich stammenden Staubkörperchen sagt er, daß sie wenig Verschiedenheit zeigen, dürften auch wohl schwer auf ihren Ursprung der Steinart nach zurückzuführen sein. Aus dem Tierreich zählt der betreffende Gelehrte folgende erkennbare Körperchen auf: Verschiedene unendlich kleine vertrocknete Tierchen, die zum Teil zu den kleinen Madenwürmern und den sogenannten Aelchen gehören, Kieselpanzer von Infusorien, Ueberreste von Käferfühlern, Flügelschüppchen von Tag- und Nachtfaltern, Wollhärchen von verschiedenen Farben, von Kleidungsstücken herrührend, Haare von Säugetieren, Fäserchen von Federn, Bruchstücke von Insektenfüßen und Spinnenfäden. Zweimal fand er große eiförmige Infusorien-Cysten, das sind Infusorien in ruhendem, eingekapselten Zustande. Aus dem Pflanzenreich führt er an: Stückchen von Zellgewebsmassen verschiedener Pflanzen, in geringer Anzahl Holzfasern, häufiger einzelne Zellen und Gefäße, sehr oft Pflanzenhaare, besonders viele von Brennesseln und von der Samenkrone der Korbblütler, bunte und ungefärbte Baumwollfasern, Bruchstücke von Staubbeuteln, Blütenstaubkörnchen, namentlich von Nadelhölzern und Malven, und in sehr geringer Anzahl Sporen von sporenblütigen Pflanzen wie Bakterien, Pilze, Algen, Farnkräuter usw. Fast überall fand der Gelehrte Stärkemehlkörnchen von Weizen sehr häufig, seltener von Gerste, Roggen oder Kartoffeln. Er hatte aus unzugänglichen Winkeln alter, selbst altägyptischer Gebäude mehrhundertjährigen Staub zu seinen Untersuchungen angewendet. Es geht aus diesen Mitteilungen hervor, wie außerordentlich zusammengesetzt die feine Masse des Staubes ist, und wieviel das Gewirr des Lebens von allen festen Stoffen abnutzt, um es den Winden zu überlassen. Es geht aber aus ihnen auch hervor, wie das Mikroskop auch das kleinste Bruchstückchen ziemlich sicher auf seinen Ursprung zurückführen kann. h. b.

Nachdruck des Inhalts verboten!
Verantwortl. Redakteur: L. Salomon-Lessen in Berlin (Nieder-Schönhausen). — Verlag: Hamburger Buchdruckerei und Verlagsanstalt Auer & Co., Hamburg.
Druck: Vorwärts Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW. 18.